

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **7 (1929-1930)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

VII. JAHRGANG, Heft 7 - Februar 1930

Preis der Einzelnummer Fr. - .80. Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Vonwyl, phil. I, Zimmer 2, Universität Zürich.

VERLAG: Dr. H. Girsberger & Cie., Kirchgasse 17, Zürich.

EINE STUDENTISCHE EHRENSACHE.

Kommilitonen, letztes Jahr habt Ihr unserer Stadt, dem Zürcher Volke, seiner Regierung, und Eurer verehrten Professorenschaft ohne lange Worte ganz einfach durch die Tat bewiesen, daß Ihr imstande seid, einem Gedanken die vollendete Verwirklichung zu verleihen; am Fackelzug des Dies academicus. Wie steht es diesmal?

Werdet Ihr mit der gleichen herrlichen Anteilnahme unserm Rufe folgen?

Wiederum wollen wir am Vorabend des Stiftungsfestes unserer Alma mater Turicensis diese eindrucksmächtige Huldigung darbringen, aus eigener Kraft, als ein Zeichen unseres Dankes an die Männer, deren täglich stille Arbeit wir das lange liebe Jahr hindurch beanspruchen, — wer wird kommen?

Alle werden erscheinen, jeder, auch Sie, verehrte Dame, geehrter Herr, der Sie diese Zeilen lesen, denn es ist uns allen eine Ehrensache, an diesem einen Anlaß mitzutun, um in einer imposanten Manifestation der breiten Oeffentlichkeit uns vorzustellen. Wir sind die Studentenschaft der Universität zu Zürich, und wissen, was wir uns schuldig sind; oder wer ist gegenteiliger Ansicht? Einer vom Hundert? — denn mehr dürfens wirklich nicht sein, sondern wie gesagt, wir sind die Studentenschaft der Universität Zürich, und das verpflichtet. Auch wenn jeder ein kleines persönliches Opfer wird bringen müssen —, wir erwarten es und sind guten Glaubens, daß Ihr unser Vertrauen nicht täuscht.

Burschen heraus, stellt Euch auch diesmal wiederum in überwältigender Anzahl zur Teilnahme am Fackelzuge zum Auftakt des Dies academicus ein, tausend junge Leute diesmal oder noch mehr, die in langem leuchtendem Zuge durch die Stadt ziehn und vor die Hochschule hinauf . . .

Burschen heraus!

Hohlenstein.

PRZYWARA UND DER GStR.

Przywara war da und mit ihm der Konflikt. Behörden und „Große Studentenräte“ stritten sich um die Bestimmungen eines Verfassungsartikels. Der GStR. fand die Gelegenheit günstig, einmal coram publico seine Existenzberechtigung zu dokumentieren. Er faßte Resolutionen und — verwarf sie wieder, wie es sich eines richtiggehenden Parlamentes geziemt. Er ärgerte sich erst über eine Kommission und später über sich selbst, nachdem man ihm mangelnde Berechtigung eines solchen Gefühlsausbruches der Kommission gegenüber mit Erfolg suggeriert hatte.

Er wiederholte den Anlauf (doch mit dem Entschluß allein kam noch kein Läufer über die Hürde), stolperte ein zweites Mal und fiel nochmals platt auf den Bauch. Schade, daß diesmal die Tribüne fehlte: sie hätte an Kasperls Gepurzel wiederum ihre helle Freude erlebt. Kasperl schäm' dich! Wenn du's den Großen nachmachen willst, so tu es mit Würde und gedenke der Zuschauer!

Ich weiß schon, du hast noch einen großen Bruder, der auch Resolutionen faßt, viel mehr sogar als du, aber dafür heißt er auch VSS. und ist dir in mancherlei Hinsicht ein Vorbild. Auch nicht im Traume würde es diesem, deinem großen Bruder einfallen, mit so kleinen Dingen sich zu befassen, wie da sind: Verfassungsartikel. Schaff' dir den Nachmittagstee an, GStR., und deinem Sekretär ein Auto! Das wäre deinen Eingeweiden bekömmlicher als unverdauliche Sachen, wie da sind: Verfassungsartikel.

Wärst du nicht allzu empfänglich für Lehren, würd' es mich locken, dir eine zu geben: Schuster

Jawohl! Und damit zum Ernst der Sache. Wozu ist der GStR. da? Um die Studentenschaft zu entzweien gewiß nicht. Das hat er aber auch nie gewollt, so heftig man es ihm vorwarf. Es hat auch nie in seiner Absicht gelegen, die schätzungsweise 500 katholischen Studenten an der Universität Zürich vor den Kopf zu stoßen; als Zögling einer modernen Akademikerfamilie ist der GStR. denn doch toleranter, und mit wenigen Ausnahmen auch höflich.

Einen kleinen Vorwurf darf man freilich auch der oppositionellen Tribüne nicht ersparen: welcher Schalk kitzelte sie denn, als sie sich vermaß, dem GStR. ihre eigene Meinung aufzupropfen, wo der studentische Parlamentspopanz doch etwas ganz anderes sich vorgenom-

men und gewollt hatte? Müßt doch auch etwas mehr Rücksicht auf echt schweizerische Bräuche nehmen und nicht jedem gleich das Gaudi verderben, der . . .!

Daneben aber durfte ein jeder, der an gemeinsamen studentischen Angelegenheiten ein Interesse findet, seine helle Freude an der Bewegung haben, die der „Fall Przywara“ in die Studentenschaft brachte. Mit einem Schlage war die unerträgliche Lethargie verschwunden, die bisher wie ein Bleiklotz auf der offiziell-studentischen Organisation gelastet hatte. An allen Ecken und Enden wurde erregt diskutiert und keiner wollte es zugeben, daß seine heiligsten Rechte, seine Denk- und Glaubensfreiheit, im geringsten angetastet würden.

Am imposantesten war die Haltung der katholischen Opposition. Während die andern um Formulierungen und Opportunitäten sich stritten, bildete sie einen unerschütterlichen Block, wußte genau, was sie wollte und erreichte denn auch spielend ihr Ziel einem Gegner gegenüber, der an der Universität zahlenmäßig gewiß doppelt so stark ist, wie sie. Wie wäre es wohl gekommen, wenn die andern es verstanden hätten, ebenso geschlossen aufzurücken und solidarisch zu demonstrieren, wie die katholischen Verbindungen? —

Und die Moral von der Geschichte? — Im heftigen Kampf der zwei Gruppen behauptete ein jeder von deren Anhängern, der bessere Eidgenosse, der bessere Hüter des schweizerischen Vaterlandsgedankens zu sein. Gleich hitzig verwahrte sich ein jeder gegen Ungerechtigkeiten, gleich ungestüm verlangten beide Lager das gleiche: gutschweizerische Toleranz. Ein erfreuliches Zeichen! Die Kappeler Milchsuppe wäre damit eingebrockt und auf ihren Patz gestellt: löffelt sie diesmal aus, bevor es wieder zu spät ist!

Mögen die katholischen Studenten die irrige Idee aufgeben, als herrschte bei den Nichtkatholiken ihnen gegenüber irgendwelche Animosität. Mögen die Nichtkatholiken, falls es unter ihnen noch solche gäbe, die davon überzeugt wären, aufhören, den katholischen Kommilitonen als einen Staatsbürger zu betrachten, dem es weniger um das Wohl und das Gedeihen unserer gemeinsamen Heimat zu tun wäre, als ihnen.

Der „Fall Przywara“ war eine glänzende Gelegenheit, sich gegenseitig kennen und — achten zu lernen. Man gebe sich nun die Hand und schäme sich jeder Regung des Mißtrauens, denn der Aufgaben harren einer geeinigten, vaterländischen und um das Zukunftwohl

unseres Staatswesens besorgten Akademikerschaft wahrlich zu viele, als daß sie es verantworten könnte, um einer Marotte willen die Notwendigkeit einer starken Zusammenarbeit zu übersehen.

Es ist unlängst behauptet worden, die Universität habe ihren ursprünglichen Sinn verloren und mache eine schwere Krise durch, weil wir alle nur noch auseinanderstrebende Individuen seien, die weder Führer noch Lehrer mehr suchten. Mit gleichem Rechte glauben wir das Gegenteil annehmen und sagen zu dürfen: weil wir die Zeit des auseinanderstrebenden Individualismus satt haben und uns nach Lehrern und Führern sehnen, beweisen wir zugleich, daß der Sinn der Universität in uns heute mehr denn je lebendig ist, daß wir aber den Ausdruck für unser Streben nach einer starken Einheit im Geiste nicht finden können, solange wir den Mut nicht aufbringen, zusammenzukommen.

In diesem Punkte sind wir genau so gleicher Meinung wie — — Kardinal Consalvi und Pater Erich! Einer, der dabei war.

ALS WERKSTUDENT UNTER HAFENARBEITERN IN HAMBURG.

In Deutschland und Amerika ist eine studentische Institution weit verbreitet, die in der Schweiz beinahe unbekannt blieb: das Werkstudententum. Diese Einrichtung bezweckt, Akademikern aller Schichten, vor allem minderbemittelten, die Möglichkeit zu geben, durch geistige oder körperliche Arbeit den Unterhalt zu Leben und Studium selbst zu erwerben, sowie in den jungen Menschen Verständnis für soziale Fragen durch praktische Mitarbeit zu wecken. Die Erfahrung zeigte, daß die meisten Studierenden der körperlichen Betätigung aus gesundheitlichen, sozialen und wirtschaftlichen Gründen den Vorzug gaben. Jährlich zogen und ziehen Tausende von Studierenden in die Landwirtschaft, in die Bergwerke und Fabriken, in den Verkehr und den Hafen. 1923 waren von 110,000 eingeschriebenen Studierenden der deutschen Hochschulen 60,000 Werkstudenten! Zur richtigen Verteilung ist eine umfassende Organisation vorgesehen, die eine Abteilung der studentischen Aemter bildet. Jeder Student kann ohne weiteres einen Ausweis beziehen und fortan „Werkstudent“ sein.

Da diese Bewegung in der Gegenwart in Deutschland und Skandinavien eine bedeutsame Rolle spielt, dürfte es vielleicht auch schweizerische Studierende interessieren, von einer solchen Werkstudentenzeit,

die ich vor einigen Semestern in Hamburg verbrachte, zu erfahren. Dabei muß ich hinzufügen, daß ich meine Arbeit nicht als Werkstudent aufnahm, sondern von dieser Institution erst im Laufe der Zeit erfuhr.

Zufall, ein wenig Abenteuerlust und soziales Interesse brachten es mit sich, daß ich eines Tages als Prolet und immatrikulierter Student der Hamburger Universität unter den emsigen Kranen des eindrucksvollen Hansahafens stand, und wie ein jeder Arbeiter, nicht besser und kaum schlechter meine Karre schob. Durch einen verständnisvollen und freundlichen Expedienten hatte ich diese Anstellung nach Tagen des Herumirrens und der Geldnot gefunden. Ich merkte zuerst kaum, was um mich vorging, so sehr war ich mit den unzähligen Dampfern, dem unablässigen Leben des Hafens beschäftigt. Es zog mich mit hinein und überschüttete mich mit Lebensgefühlen. Die Tage der Not waren vorüber, ich war selbständig, und hatte mein eigenes Brot! Wundervoller Augenblick des Lebensmutes! Ich muß lange verträumt gewesen sein, bis ein Arbeiter mich beinahe erschrocken ansprach: „Jungen, wat is?“ Ich erinnerte mich, daß es jetzt arbeiten hieß. Ein großer Ozeandampfer der Hapag war zu laden. Wir hatten zweite Schicht, die von halb 4 Uhr bis halb 12 Uhr nachts dauerte, und waren eingeteilt in eine Gruppe von acht Mann, unter einem stillen und bescheidenen Vorarbeiter. In der Folgezeit erkannte ich im grellen Schein der Quailampen die Gesichter der Mitarbeitenden. Sie waren verschieden und nicht alle vertrauenerweckend. Später sollte ich bessere Erfahrungen mit ihnen machen. Die Sprache klang rauh, nicht grob, mit einem weichen Unterton. Der Vorarbeiter pflegte seine ruhigen Befehle mit französischen Redensarten zu durchsetzen; er lebte vor dem Kriege in Frankreich. Er sprach mit der größten Achtung von diesem Lande und einer dauernden Trauer über den Krieg, wie es jeder Arbeiter immer und immer wieder tat. — Den stärksten Eindruck erhielt ich von einem stämmigen, ununterbrochen schaffenden und für gewöhnlich wortkargen Arbeiter. Er war von Gestalt ein Herkules und, wie ich später sah, überhaupt ein Prachtskerl. Er war der erste, der mir für seine Person die Anrede auf „Sie“ verbot. „Ich bin ein Bruder, ein Prolet, wie ein anderer; meine Söhne werden vielleicht etwas besseres sein!“ Ein plattdeutscher Ausdruck folgte, der sich seltsam kindlich anhörte. Nach einer Weile fuhr er fort: „Wissen Sie, ich bin selbst schuld, daß ich hier bin. Sie verstehen platt?“ — „Nein, leider nicht.“ — „Mein Vater hatte so'n „leichteres“ Gewerbe; er kannte den Hafen besser als jeder

Zollhauptmann, und wenn es Nacht wurde, sind wir hineingefahren mit voller Ladung: Zucker, Tabak und anderem. Während vieler Jahre bemerkte es niemand. Ich wollte eigentlich nicht ins Geschäft, sondern auf die See. Aber so'n Bengel — ik wor en doller kräftiger Jungen, und wär vielleicht en Captain worden — weiß nie, wat er will. Mit foftin Jahr häf ik mine 100 Mark ingsteckt in the Woch, und det war en Geld damals. Aber wir haben einstmals Pech gehabt, und mein Vater bekam die Gitter zu schlucken. Ich war noch zu jung dazu.“

Nach vier Stunden, die unvermerkt rasch vorüber waren, gingen wir in die Kantine. Der „Herkules“ bot mir seine Mahlzeit an. Mir gegenüber setzte sich ein finster aussehender, eingefallener Arbeiter mit einem Schlapphut, wie ihn etwa Maler tragen. Er fragte mich, woher ich komme, und warum ich hier „werken“ wollte. „Unter uns elendem Gesindel wollen Sie Geld verdienen. Geben Sie acht, da ist einer wie der andere ein schlechter Kerl. Jeder sieht, daß der andere ok zu nichts kommt. Dieses mißtrauische . . . Proletenpack!“ Die andern hatten ihn schweigend angehört. Sie wußten, daß er ein arbeitsamer und guter Mensch war, aber seinen Spleen hatte. „John,“ unterbrach einer die Stille, „ik meene, wi häf oll keen Richtum. Und jeder hat sin Not. Da tut er eben ken Pfennig hergeben.“ Nach der Pause bis zum Schichtende hielt ein flottes Arbeitstempo an. Es blieb wenig Zeit zum Sprechen, und ich war müde. Um Mitternacht fuhr ich erstmals als einer der vielen schmutzigen, arbeitsmüden Schauerleute nach Hause. Eilig und mit den seltsamsten Gedanken wanderte ich durch die in nächtlichem Betriebe überhell strahlenden, vergnügungssüchtigen Straßen St. Pauli's. Erst später, als die tägliche Arbeit, die acht-, elf- oder 16stündig war, mich stärker ermüdete und die Frage nach dem Sinn des Daseins dringender wurde, sah ich die drohende Gefahr, sich hier hineinzustürzen und zu vergessen. Diesen Abend war ich noch erfüllt von Siegesmut.

In den nächsten Tagen fuhr ich regelmäßig in die erste Schicht, von 7 Uhr morgens bis halb 4 Uhr mittags. Nichts unterschied mich mehr in meinem blauen Kittel von einem andern Arbeiter, und bald hatten auch die Schuppenleute mein Werkstudententum vergessen und sahen mich als einen der ihrigen an. Das war, was ich wollte. Ich mochte nicht nur Zuschauer sein. Das Schicksal eines Arbeiters zu erleben, war freilich auch so nicht möglich. Das Schmerzhafte beruht in der Dauer des Zustandes. Dies läßt sich in wenig Monaten, dazu unter-

brochen von Vorlesungen, nicht erfüllen, jedoch ahnen, und dann zu einer richtigen Fragestellung hinsichtlich der Wünsche und der Möglichkeit einer Verbesserung ihrer Lage verwerten. —

Jede Schicht brachte eine neue Einteilung der Belegschaft und führte mich mit andern Gesichtern zusammen. Manches trat mir näher. Die Zusammenarbeit ging mit allen Schauerleuten freundschaftlich vor sich. Ich war beinahe immer auf dem „Quai“ beschäftigt, selten auf einem Kran oder gar im Schiff. Die Arbeit an Land, auf den Schuppen, bestand im Verstauen und Verladen. Nachts hörte man die Schritte in den 400—500 Meter langen Doppelschuppen widerhallen, wo Stapel von Pelz-, Woll- oder Papierballen der Verfrachtung harrten. Oftmals trug man Waren herum, die ein gewöhnlicher Arbeiter sein Leben lang nicht ersehen könnte: Pelze, Spitzen, Diamanten.

Eine gemeinsame Anstrengung erforderte jeweilen das Verladen von Maschinenteilen, die nicht selten von Gebr. Sulzer in Winterthur stammten. Hier kam es vor, daß eine Last von $1\frac{1}{2}$ Tonnen von zwei Mann auf der Karre zu schleppen waren! Dabei war jedesmal das Aeüßerste zu leisten. Die gefürchtetste Anstrengung brachten jedoch die Afrikadampfer mit einer Palmkernladung. In achtsündiger Arbeitszeit waren 1700 Säcke zu 80 kg Gewicht von zwei Mann ein bis eineinhalb Meter hoch zu werfen. Das sind 68,000 bis 102,000 mkg in acht Stunden pro Mann! Der Geistesarbeiter, der gewohnt ist, schnell zu arbeiten, würde sich vollkommen aufreiben, wollte er sich hier nicht auf ein langsames, dem Körperhythmus gemäües Tempo einstellen. Das ist das Geheimnis der Schwerarbeit. Ich hatte am Anfang den langsamen Arbeitsgang für Trägheit und Faulheit gehalten; ich begriff nun, daß er Voraussetzung für längere Betätigung ist. Ebenso verwundert war ich zu Beginn, daß Arbeiter bis zur Grobheit aufgebracht werden konnten, wenn man nicht die von ihnen empfohlenen Griffe anwandte. In der Folge erkannte ich, was es ausmacht, tausendmal einen richtigen oder einen falschen Handgriff zu tun. — Mit besonderer Freude transportierte ich die schweizerischen Postsäcke, die alle vier oder fünf Tage nach den U. S. A. verschickt wurden. Leider war die Kontrolle zu streng, um ihnen Heimatpost zu entnehmen. Mit denen anderer Länder zusammen waren jedesmal 800—900 Postsäcke zu verladen, ein Stapel von der Größe eines kleinen Hauses.

Die Arbeit ließ meist Zeit zum Sprechen. In den ersten Tagen versuchte ein Jungführer mit intelligenten Gründen mich für den Kom-

munismus zu gewinnen. „Der Kommunismus Deutschlands will nichts mit demjenigen Rußlands zu tun haben; er will keinen Kompromiß wie der Sozialismus; er will vor allem den Jungen helfen. Er will an die Fragen der Technik und Kultur herangehen; er will keine Großstädte mehr, wo Arbeiter und Kinder versumpfen. Ohne Gewalt wird man nicht durchkommen, von unserem Ziel dürfen wir keinen Deut abgehen, sonst haben wir wieder Klassen, Bürger und Arme, und einer ist wie der andere verraten.“ Ich erwiderte ihm, daß ich die Parteien Deutschlands nicht kenne und einen Vergleich mit der Schweiz nicht ziehen könne, da bei uns ganz andere Verhältnisse herrschten. Aber ich erwarte von Klassenkampf und Gewalt wenig, da sie in ihrer Ausführung nur Ungerechtigkeiten schaffen und gerade den verständigungswilligen Menschen den Boden unter den Füßen entziehen würden. Zudem erwecke der Klassenkampf Illusionen und kämpfe blindlings. „Wenn wir Rücksicht nehmen, werden wir nichts erreichen,“ sagte er mit entschlossener Miene, „und immer das elende Schicksal haben. Hätten meine Kameraden und ich Geld, dann würden wir studieren: Volkswirtschaft, Recht, Medizin. Andere fressen sich derweil ohne Arbeit voll. Glaub nur nicht, daß es ein Jenseits gibt, das all dies ausgleicht. Das ist eine Lehre für Kinder. Und wenn es sogar eines gäbe, warum sollte es hier nicht möglichst gerecht zugehen?“ Ich sagte ihm, daß weder Reichtum, noch Wissensbildung das Leben leichter oder wertvoller gestalten, daß nur die Intensität der Erlebnisse entscheide und diese von der äußern Lage unabhängig sei. „Aber wir könnten studieren und reisen, kurz, ein Leben führen wie ihr es tut, und wir wollten arbeiten!“ Wir sprachen noch oft miteinander und arbeiteten gerne zusammen. Er ging jeden Samstag und Sonntag mit 150 Knaben und Mädchen im Alter von 6 bis 10 Jahren in die Umgebung Hamburgs. Im Freien spielte er mit ihnen und erzählte, dieser blonde große Prolet mit seinen klaren Augen.

Im übrigen wurde wenig über Politik gesprochen. Die älteren Arbeiter fielen mir auf durch ihre Reife und durch ihren guten, trockenen Humor. Ein immer wiederkehrendes Thema war der Krieg, der furchtbare Krieg. Von uns Jungen kann sich wohl keiner mehr richtig vorstellen, was der Krieg an Not und Elend brachte. „Und wenn ik wieder gehen müßte, würde ik mik in der nächsten Gosse ersäufen, und ik würde es tun“, sagte „Herkules“ drohend, und ich war überzeugt, daß er es tun würde. „Zu Tausenden haben sie uns ins Maschinengewehrfeuer gestellt und ließen uns verrecken wie Flöhe“. „Doch ik wullt noch

gar nichts sägen“, meinte ein anderer, „det kam bi andern ok vor, aber unsere Wiber und die Kinder, die hatten ken Geld und ken Bitten ok nit, dat sie sich wie die Hunde niederlegten und det leere Loch upspeer-ten und krepiereten. Det war nit so bi den andern“. Der Krieg hatte die tiefsten Erlebnisse gebracht, die schönsten Kameradschaften, aber was war das, verglichen mit dem Elend; wer in St. Pauli länger lebt, wird sich kaum ein größeres Elend vorstellen können, und es ist unvergleichlich milde zu damals.

Wie der Krieg, so kehrte ein anderes Thema, die Frage nach dem Sinn des Daseins, das furchtbar aufgewühlt in ihnen lag, stets wieder. Viele befanden sich in einem Verzweiflungszustand. Es war nicht leicht, eine Antwort zu geben, besonders wenn man auch unter der Eintönigkeit der Arbeit und der Ermüdung zu leiden hatte. Und ich fühlte, wie schwer es war, ihnen mit „Gott“ zu antworten; es kam einem zuweilen beinahe leichtfertig vor gegenüber diesem täglichen Ringen um Brot und Leben (von 18,500 Arbeitern verunfallen jährlich 8000!). Ich versuchte mit der wundervollen Lehre von Fechner, der jedem Menschen eine Aufgabe im Organismus Menschentum zuweist, durchzukommen. Die richtige Erfüllung dieser Aufgabe ist wertvoll, und gleich wertvoll, wo sie auch geschieht. Aber ich fühlte das Unbefriedigende auch dieser Antwort, und zugleich wußte ich, daß in ihrer Lösung die Lösung der sozialen Frage inbegriffen sei.

Die soziale Frage ist viel weniger eine organisatorisch-humanitäre Angelegenheit, obwohl Lebensminimum, Vorstadtwohnungen u. s. w. von großer Notwendigkeit sind — als eine geistig-religiöse oder menschliche. Eine höhere Wertschätzung der Arbeit überhaupt, der geistigen wie der körperlichen, sind Voraussetzung für die Lösung der wichtigsten Gegenwartsfrage. Nur eine höhere Geltung des Arbeitsbegriffes gibt dem geistigen oder körperlichen Arbeiter die Befriedigung, die für ein seelisches Gleichgewicht erforderlich ist, wodurch viele äußere Begehren von selbst wegfallen. Die soziale Frage kann wohl kaum tief genug angefaßt werden. Diese Fragestellung heißt für die Studenten, daß jeder, der sich geistig zu einem Führer bildet, sozial mitarbeitet. Ja, sie heißt geradezu, daß jeder Akademiker darnach trachten muß, seine ganze Kraft und Begeisterung einzusetzen, um als hochqualifizierter Mensch das Leben zu meistern und damit Antworten zu geben. Keine Frage kann ohne mächtiges religiöses Menschentum gelöst werden, und ohne das letztere auch die soziale Aufgabe nicht.

Wenn diese Not seltener zum Ausdruck kommt, so liegt das an der Schwerfälligkeit der Ausdrucksweise vieler Arbeiter, und zweitens daran, daß die meisten ihr Leben für verloren ansehen, und die verheirateten Männer auf ihre Söhne hoffen. Mancher konnte auch vom Erfolg seines Sohnes im Technikum oder in einer kaufmännischen Lehre berichten, und dann leuchteten diese rauhen Gesichter.

Das Interesse der Arbeiter war allem zugewandt, außer der reinen Kunst: Volkswirtschaft, Recht, Geschichte, Naturwissenschaft und Technik im besonderen. Ihre Kenntnisse waren in einzelnen Fällen auch nicht gering. In der Literatur standen ihnen die grüblerischen und problematischen Russen Dostojewski, Gogol, Gorki am nächsten. Hier suchten sie oft in den Fragen des Daseins Rat. An neuern war Jack London in hoher Geltung, ihnen bekannt geworden durch die Bücher-gilde, von der ich einmal bei einer Belegschaft von 30 Mann 12 Mitglieder antraf. Ein eigener Vortragsausschuß der Hafendarbeiter veranstaltete etwa Vorträge, Theateraufführungen. —

Der schwerste Augenblick eines jeden Tages war die Rückkehr nach St. Pauli, wo ich im 4. Stockwerk über dem bewegtesten und beinahe verruchtesten Platze wohnte. Wenn nicht stets die Aussicht gewesen wäre, abends von dort sauber gekleidet und als „Student“ auf die Universität zu gehen, wäre ich kaum jedesmal zurückgekehrt. Der Sumpf war so offensichtlich, daß man glaubte einzusinken. Nachts pflegte ich nur in meinen Hafenkleidern auszugehen, um sicher zu sein. Dann konnte ich auch ruhig in den Chinesenvierteln spazieren, mit seinen amerikanischen und übersteigerten Lichtern, seinen dunklen Höhlen und unterirdischen Gängen. Hier entsteht Haß und Ekel vor der Großstadt. Gartenstädte, Vorortsanlagen zu bauen, die Lasterhöhlen aber abzureißen, diese Forderung entringt sich wie ein Notschrei aus der entsetzten Brust.

Demgegenüber war es eine große Befreiung, den Begriff der „Masse“ sich auflösen zu sehen. Der Begriff entstammt der Unkenntnis. Der große Arbeiterstrom bedeutete für mich tausend Einzelmenschen, von denen jedem ich Gesicht und Druck der Hände kannte. — (Wer sie noch besser kennen lernen möchte, greife zu dem starken und spannenden Buch von Stenbock-Fermor: Meine Erlebnisse als Bergarbeiter.)

Nach vier Monaten schied ich von den freundlichen und entschlossenen Belegschaften, mit manchen außerordentlich wertvollen und schönen Erlebnissen. Der Heimweg führte zu Fuß über die weite,

blühende Heide nach Göttingen — mit Vagabunden. Mit dem Uebertritt auf Schweizerboden schloß dieses halbe Jahr, und ich freute mich auf ein geordnetes Studium.

Zum Schluß möge noch ein Wort über den Wert des Werkstudententums gesagt werden. Im Gegensatz zu Amerika ist es in Europa, besonders in Deutschland, eine Nachkriegszeichschöpfung. Es hat sich sicher bewährt, soweit jüngere und gesunde Semester daran teilnahmen. Vielen mochte es nicht leicht fallen, Studium und praktische Arbeit zu vereinen. Der menschliche Gewinn, den sie aus der praktischen Tätigkeit zogen, war groß. Die Nachteile eines anfangs weniger umfangreichen Studiums werden dadurch später wieder aufgehoben. Die Werkstudenten vermögen dazu auf die natürlichste Art die Beziehungen zwischen Geistes- und Handarbeitern zu fördern und damit ein gegenseitiges Verständnis und Vertrauen zu schaffen, das eine Voraussetzung für jede Kultur bildet. ef.

OFFENER BRIEF AN HERRN LUCHSINGER.

Lieber Herr Luchsinger!

Gruß und Freude zuvor! Also die Demokratie ist doch nicht in Gefahr. Wenn auch die Verfassung vorübergehend wankt. Es gibt ja noch Männer — sozusagen in Hemdärmeln, so von altem Schrot und Korn, die ungescheut Wahrheiten sagen, alle Dinge beim Namen nennen und davon nie genug haben. Das gibt es, Gott sei Dank — gibt es das noch.

Sie, Herr, sind ein solcher Mann. Sie sind nun wirklich reich begnadet, allzureich, möchte man neidisch sagen. Derartigen Scharfsinn findet man selten mit so lebhafter Phantasie gepaart. Und dann noch Ihr Mut, Ihre Unverfrorenheit. — Kurz: Sie sind's! Sie werden Ordnung in die Sache bringen. Zunächst zwar nicht. Zunächst werden Sie noch eine kleine Weile im Trüben fischen wollen. Erst mal ein wenig weiter wursteln, um nicht aus dem Konzept zu fallen. Etwas hetzen, Feuer schüren. Und dann mit Hitze in den Kampf. Mit Mistgabel und Sense gegen Juden, Freimaurer, Internationalisten. — Nur — irgendwann vorher beginnt dann einmal Ihre Tragödie. Die Menge will nicht mehr mit. Zeitungen sperren Ihnen die Spalten. Sie Armer stehn ganz allein. Und es wären dann nur noch das „Schweizerbanner“ oder die „Emmenthaler Nachrichten“ . . . Sehn Sie, so ging es ja allen großen Geistern. (Keine Frage, daß die Freimaurer dahinter stecken.)

Denn schau, schau — wie einfach doch die Dinge liegen. Passiert irgendwo was, das uns im Kanton Glarus nicht ins Köpfchen will, dann waren es — ganz einfach: Freimaurer. Oder Juden. Eher beides. Sowietrussische Greuel? — Wenn's weiter nichts ist, Naivling! Marx war Israelit — also lautet das Urteil folgendermaßen: Finanzskandal-Lues-Klassenkampf-(Papageienkrankheit) — last not least: Weltkrieg? Aber hör! Judofreimaurerische mise-en-scène. Selbstredend. Nichts einfacher. Natürlich. — Und dann gibt es, wie Sie wissen, so simple Gemüter, die das glatt . . . Nja.

Freimaurerei, das ist Ihnen unheilvolle Düsternis, teuflischer Trieb schlechthin, Urböswilligkeit. Aber darüber, mein Lieber, wollen wir ja gar nicht sprechen. Sie haben da Ihre besondere Meinung — und ich habe meine besondere Meinung von Ihnen. (Rate mal!) Was Ihnen über Israel von der Seele rinnt, ist dünn und trüb. Sagen Sie mal, kennen Sie überhaupt einen Juden? Kennen! Oder kommt Ihr diesbezügliches Urteil ebenso zustande, wie Ihre Kritik der Kritik im letzten uns zugestellten „Schweizerbanner“? Ist es Ihre Methode, eine Sache nie kennen zu lernen, bevor Sie ein Urteil über sie abgeben? Urteilsbildung durch die Andern! Sie . . . Sie! Auch da haben Sie Ihre besondere — und ich — von Ihnen,

Aber schnell noch eine Kleinigkeit. Als Student darf ich fragen: Wollen Sie nun wirklich Ihren R a s s e n k a m p f in unsere Universität tragen? Muß das Niveau unbedingt noch tiefer hinunter? Es gäbe eine Pflanzschule der Primitivität! Gewiß: Leben, Betrieb müssen sein! Sie bestehn nicht in lämmischer Einmütigkeit. Nur dachte ich immer, daß wir heute soweit seien . . . Meinte stets, von nun an könne nur noch auf der Basis Mensch diskutiert werden. Und das im besondern an der Stätte des Geistes . . .

Um Ihr Privatplaisirchen habe ich mich nicht zu kümmern. Entledigen Sie sich ruhig weiter im „Banner“ oder in den Nachrichten für das Napfgebiet. Nur eins: ums Lebens oder Sterbens willen bitt' ich Sie: Verschonen Sie uns Akademiker inskünftig mit Ihrer Hetze. Ihr Blättchen dort hat vor der Bundesratswahl so hübsche Märchen über den zürcherischen Erziehungsdirektor berichtet, daß es als offizielles Organ der hiesigen Studentenschaft wohl kaum in Betracht kommt. Unsere Quittung für Ihr Aktiönchen wird sein, Sie zu ignorieren, nachdem wir unsere Meinung kundgetan haben.

In diesem Sinne grüße ich . . .

Werner Imhoof, iur.

VOM UNIVERSITÄTSLEBEN IN DEN VEREINIGTEN STAATEN.

In den nachfolgenden Zeilen ist es natürlich nicht möglich, ein allgemeingültiges Bild vom Leben an den nordamerikanischen Universitäten zu geben. Dazu wären längere Aufenthalte an den verschiedensten Universitäten erforderlich. Solche gibt es in den U. S. A. genug, unsumme, als auch die Colleges zu ihnen gerechnet werden. Man ist überall über die hohe Zahl der Studierenden erstaunt. Die Universität Pittsburgh zählt beispielsweise über 10,000 Studierende. Nach unseren Begriffen gehörten aber davon mindestens 8500 an die Mittelschule. Diese Tatsache ist nicht zu übersehen, wenn ein Urteil über das geistige Niveau einer nordamerikanischen Universität gesprochen wird.

Jeder kommt dort vier Jahre zu früh an die Universität. Nach einem bestimmten Programm, das der fachlichen Ausbildung allerdings bereits mehr Zeit schenkt, als das Programm unserer Mittelschule, durchläuft der Studierende zuerst die vier Jahresklassen des College. Im ersten Jahr ist er freshman, äußerlich durch den Hut gekennzeichnet, im zweiten sophomore, im dritten junior, im vierten senior. Dann hat er ein Examen abzulegen, das ungefähr unserer Maturitätsprüfung entspricht. Dabei erwirbt er sich den Grad eines bachelor, sei es als Bachelor of Arts (B. A.) oder als Bachelor of Science (B. S.), der ihm das Recht gibt, in die Graduate school, das ist die eigentliche Universität, einzutreten. Hier widmet er sich dem reinen Fachstudium, das keine Nebenfächer kennt. Statt der Fakultäten bildet jedes Fach ein Department für sich, dem der Head of the Department vorsteht.

Auch in der Graduate School besitzt der Studierende wenig Freiheit. Jeder ist einem adviser (Berater) zugeteilt, der bestimmt, was für Kurse der Studierende zu besuchen hat. Ein Jahr Graduate School sollte in der Regel genügen, um das Examen als Master of Arts (M. A.) oder Master of Science (M. S.) bestehen zu können. Dabei müssen zwei Forderungen erfüllt sein: man muß 24 credits haben und bereits eine Dissertation vorlegen. In jedem Semester kann man sich 12 credits erwerben. Für jeden Kurs wird nämlich ein credit gegeben; wenn der Kurs zweistündig in der Woche ist, erhält man fürs ganze Semester deren zwei u. s. w. Jedes credit kommt auf 10 Dollars zu stehen. Dabei wird verlangt, daß der Studierende, über den eine genaue Kontrolle

geführt wird, keine Stunden versäumt, die Klausuren mitmacht, die Hausarbeiten erledigt und am Ende des Semesters eine Semesterarbeit abliefern. Hat er auf diese Weise in einem Jahr für 24 credits gearbeitet, ist er berechtigt, die M. A.- oder M. S.-Prüfung zu machen.

Für das Doktorexamen sind noch 48 weitere credits und eine neue, umfangreiche Dissertation erforderlich. In der Regel genügen zwei weitere Jahre, um sich auch den Grad eines Ph. D. zu erwerben. Schon vorher wird dem Studierenden aber oft Gelegenheit geboten, selbst wenn er nur den B. A. oder M. A. hat, den freshmen Unterricht zu erteilen. Er ist dann bereits Graduate Assistant (der unterste Grad eines Universitätslehrers), verdient 80 Dollars und kann daneben noch jedes Semester für 9 credits arbeiten, so daß er sich selbst durchschlagen kann, bis er den Grad eines Ph. D. erwirbt.

So weit über den äußeren Verlauf des Studiums. Die Tatsache, daß man einen adviser hat und nach einem bestimmten Programm arbeitet, führt es nun mit sich, daß das Studium mechanisiert wird. Von akademischer Freiheit keine Spur. Eigentliche Vorlesungen gibt es nur an den größten Universitäten. Sonst wird der Stoff im regelrechten Unterricht den Studierenden beigebracht. Der Titel des Kurses richtet sich oft nach einem Buche, das als sogenanntes Textbuch benützt wird. Der Kurs dauert jeweils zwei Semester. Nach einem einjährigen Unterbruch kommt derselbe Kurs wieder ins Programm. Die Studierenden arbeiten nun mit dem Lehrer, der an der Graduate School ein assistant, associate oder ordentlicher Professor ist, den Stoff kapitelweise durch, wobei von Zeit zu Zeit Klausuren geschrieben werden müssen. Gewöhnlich gibt der Lehrer auch eine Liste über das behandelte Gebiet bekannt, aus der sich dann jeder ein Thema zur Semesterarbeit aussuchen kann. Am Schlusse des Semesters kann es vorkommen, daß diese Semester-Papers mit der Uhr in der Hand vor der Klasse vorgelesen werden und wenn zum Beispiel vier Minuten vorüber sind, kommt der nächste dran, ob die Arbeit nun fertig vorgelesen worden ist oder nicht. Die Themen selbst sind sehr leicht zu bearbeiten, da es gewöhnlich Buchtitel sind, sodaß sich der Studierende einfach aus einigen Büchern seine Arbeit auf einigen Seiten zusammenschreiben kann. Der Professor hat dann während des Semesters nichts anderes in seiner freien Zeit zu tun, als Klausuren, Hausaufgaben und Semester-Papers zu Hunderten zu lesen. Wird alles ordnungsgemäß erledigt, beteiligt sich der Studierende auch an den Diskussionen und am Repetieren (an Stelle der Vorlesungen),

so erhält er dann je nach der wöchentlichen Stundenzahl des Kurses seine credits.

Die Stellung des graduate Studenten ist angesehen. Er besucht 12 Stunden in der Woche die Universität, die übrige Zeit hat er für die Arbeit frei. Da ihm diese sehr leicht gemacht wird, bleibt ihm sehr viel Zeit zu anderer Beschäftigung übrig, ein Umstand, der ihn vergessen läßt, daß er keine akademische Freiheit genießt. Dazu kommt, daß der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern nahezu freundschaftlich ist, besonders wenn der Lehrer noch jung ist. Das bringt einen eigenartigen Ton in die Klasse, der doch einen gewissen Reiz ausübt, wohl infolge der Ungezwungenheit des Benehmens, des Diskutierens. Das ganze Universitätsleben ist eben mehr auf gesellschaftlicher Grundlage aufgebaut. Die sogenannten fraternities sind keine Verbindungen in unserem Sinne, sondern Vereinigungen, die das amerikanische Gesellschaftsleben pflegen. An den Zusammenkünften nehmen aber auch die Professoren mit ihren Frauen teil; man tanzt, spielt und unterhält sich gewöhnlich in einem Raume, den die Universität zur Verfügung stellt. Mit einem Wort: ohne ein ausgesprochenes Gesellschaftsleben ist keine amerikanische Universität zu denken. Der Unterhaltungen sind so viele, daß man sich wundert, wo die Zeit zum Studium bleibt.

Denn außer dem gesellschaftlichen Leben kennt der Studierende noch andere Betätigungen: Sport und Privatvergnügen. Man stelle sich vor, wie etwa einige Mitglieder irgend eines Seminars unserer Universität außer den 3—4 obligatorischen Unterrichtsstunden nahezu den ganzen Tag sich üben, einen Ball in einen Korb zu werfen! So wird es dort gemacht; so übt man sich im Basket-Ball, im Base-Ball, im Fußball, im Tennis, im Golf u. s. w. Und derjenige, der bei den Spielen Sieger wird, ist der gefeierte Held der Universität.

Aber man begnügt sich nicht nur mit Sport und fraternities. Jeder, auch die Studentin, will sein eigenes Auto haben. Da wird denn die Ferien über gearbeitet, wie man es bei uns nirgends sieht. Keine Arbeit ist zu wenig; die Hauptsache ist, wenn der boy sein Auto, das girl sein Auto oder seinen Pelzmantel hat. Das gehört zum Privatvergnügen. In den Hotels, die dort die eigentlichen Treffpunkte der Vergnügungslustigen sind, trifft man sich; dort wird getanzt, dann folgt das unvermeidliche Kino und als Höhepunkt des Abends die vielbeschriebene petting-party (Knutschpartie) des boys mit seinem girl im eigenen Auto.

Leichtsinnig darf dieses Leben nicht genannt werden. Aber es ist

sorgenlos, frei und voller Naivität. Darüber vergiftet man den Druck, den der schulmäßige Betrieb der Universität im Stillen ausübt; dafür weiß jeder, daß sein Studium doch einen Abschluß finden wird. Uns scheint, man könne sich auf diese Weise nicht zur geistigen Reife durcharbeiten. Und doch widersprechen dem die Tatsachen. Einmal im öffentlichen Leben, weiß der Amerikaner sich doch besser und schneller durchzubringen, als der mit Wissensstoff überladene europäische Student. Uns fehlt die Erziehung zur Gesellschaft. Dem Amerikaner ist sie oberstes Prinzip. Und vielleicht hat er recht.

Was bedeutet dies alles für den Studentenaustausch? Der Austauschstudent kann für sein Fach nur in Ausnahmefällen etwas gewinnen. Er soll sich deshalb von Anfang an von aller Mitarbeit und an der Arbeit für die credits fernhalten. Es sollte Bedingung werden, daß keine amerikanische Universität einem schweizerischen Studenten das Stipendium entziehen darf, wenn er nicht für die credits arbeitet. Er soll so frei sein wie an unseren Universitäten. Die Anteilnahme am gesellschaftlichen Leben der Professoren und Studenten genügt, um ihm das zu geben, was ihm die europäische Universität nicht geben kann. Dazu ist es aber nicht notwendig, zwei Semester an einer einzigen Universität zu verbringen. Deshalb wäre es für den schweizerischen Austauschstudenten weitaus vorteilhafter, wenn das Stipendium als Reise-Stipendium verwendet werden könnte. Das steht aber noch in ferner Zukunft und bis dahin muß eben jeder selbst darnach trachten, seine Zeit ertragreich auszunützen.

Hans W. Hartmann, phil. I.

BURSCHEH HERAUS!

Vorgeschichte dieses Artikels: Herr Blatter hatte der Redaktion einen Artikel, betitelt „Neue Frömmigkeit“, eingereicht, der im Interesse des Verfassers selbst nicht veröffentlicht wurde. Angenommen ist eine Arbeit von der Redaktion nämlich erst dann, wenn die Drucklegung erfolgt ist. Zum Beweise dafür, daß wir am „Zürcher Student“ nicht die mindeste Zensur haben, wird nachstehender Artikel ohne jede Aenderung veröffentlicht. Den Vers dazu mögen die Leser sich selbst machen; die „Spitze“ des KStR. wird das Urteil nicht scheuen. Red.

Ruft um Hülfe die Poesei, gegen Zopf, Philisterei, . . .

So hieß es! Und heute? Heute degradiert sich der KStR. in seiner Spitze zum Vorkämpfer von Zopf, Philisterei — geschehen im W.-S. 1929/30! Welch wuchtiger Markstein aus Gips in der Geschichte der Universität! Welch triumphale Rußfahne über der Fackel

„Akademischer Freiheit“! Heil! Zensurzischender Rat siegte im Zeichen des Zopfes! Und Andere unterlagen im Zeichen der Gedankenfreiheit. Zum Beispiel wurde von seiten des KStR. mein vom Redaktor des „Zürcher Student“ längst angenommener Artikel „Neue Frömmigkeit“ unterdrückt, weil er nicht aus religiösen Gummiklischees zusammengesetzt war.

Harus! Wer das Schwert (Gewalt) ergreift, wird durch das Schwert umkommen; gilt vorab für geistige Kämpfe. Kein Christuswort traten die Christen seit je konsequenter mit Füßen als dieses. Auch nachdem Rußland bereits die zweite Hälfte dieser Wahrheit erfüllt, bedient man sich hier weiterhin ungeistiger Machtmittel und unterdrückt heute noch nach Möglichkeit, wo immer Gott aus schöpferischen Menschen neuartig sich äußert. Ja, man donnert ein Heiliges Buch gewaltsam als Maulkorb gegen die lebendige Gottheit und ihre weitem, ewig jungen Offenbarungen auf — als hätte sich Gott vor zweitausend Jahren von der Geistlichkeit in den Ruhestand versetzen lassen und verpflichtet, der Menschheit in alle Zeiten keine Lieder mehr zu singen.

Daß verkalkte und verknöcherte Druckmittel aufprotzen, ist nicht anders zu erwarten von Lehrlingen, die nicht einmal die Satzungen ihrer eigenen Religion erfassen, sondern das Schwert ergreifen.

Haarsträubend aber ist es, wenn Jugend, akademische Jugend! in die gleichen materialistischen Methoden verfällt und, unfähig zu geistigem Turnier, das Wort von Kommilitonen rundweg unterdrückt — einfach weil diese Kommilitonen nicht sagen: „Gott hat gesprochen“, sondern: „Gott singt immer und ewig“, oder weil sie noch Rasse und Jugendfeuer in den Adern haben, was marklosen Saugflaschenprodukten die Gänsehaut anjagt.

Aber welche Affenschande für eine Studentenschaft, so der Redaktor ihres Organs mit schneidigen Artikeln Gefahr läuft, gespeicht und durch einen mausigen Mucker ersetzt zu werden! Ist das Jugend? Ist das Akademikerschaft, die ihr selbstbezahltes Organ, ihre staatlich gewährleistete Pressefreiheit ruhm- und ehrlos unter das Zensurjoch frecher Fremdkörper beugt? Ich meine die Beeinflusser.

Burschen heraus! Unser Blatt heißt „Zürcher Student“, nicht „Zürcher Mumie“; wir finanzieren es. Der „Zürcher Student“ ist somit das interne Ausspracheorgan der akademischen Jugend und hat daher das Recht und die heilige Pflicht, Alles! — aber auch Alles! — zu diskutieren, was uns Studenten und Menschen angeht, bewegt oder

drückt. Nicht Zopf noch Zipfel, weder Götz noch Geier haben uns stimmfähige Bürger hierin irgendwie zu bevormunden oder dreinzureden. Der „Zürcher Student“ ist unser für uns geschriebenes Organ! Ob seine Artikel Außenstehenden genehm, ist wurst. Und will ein Fremdling Druck ausüben — zusammenstehen! Brandmarken! Wir pfuschen andern Redaktionen auch nicht ins Zeug. Die gesamte Studentenschaft muß sich wie ein Mann hinter den Redaktor ihres Organes stellen, sofern die Artikel, die er bringt, 1. den jungen Akademiker angehen, 2. innerlich (dichtrisch) oder äußerlich (tatsächlich) wahr sind, 3. sachlich sind, 4. im innern und äußern Stil gut sind, 5. von einer aufrichtigen Ueberzeugung und Glut getragen werden, 6. jeden Kommilitonen, der diese fünf Bedingungen erfüllt, zu Wort kommen lassen; ganz gleichgültig, was für ein Thema er anschneidet oder welche Ueberzeugung er verfißt.

Damit jedoch unser Redaktor ersprießlich also amten könne, erteile ihm der KStR. ein schriftliches „Redactor videat!“ in Form obiger sechs Punkte. Diese sind auf der Redaktion anzuschlagen — heilsame Lektüre unduldsamen Gesellschaftsmemmen und Gesinnungsfeiglingen, die händeringend allda vorsprechen. Wird dann unser Redaktor, der unsere sechs Punkte erfüllt, von irgendwem angegriffen, so schützt ihn der KStR. unter allen Umständen und mit jugendlicher Kampflust und wird seinerseits vom GStR. gedeckt, dem die Gesamtstudentenschaft Rückhalt bietet. So bekommen wir die rassige Phalanx von erwachsenen jungen Leuten, die in ihren akademischen Gemarkungen ein ehrliches, tatkräftiges Wahrheits- und Freiheitsideal hochhalten.

Damit dies aber durchführbar sei und man allseits merke, daß wir keine Schulbuben sind, die man mit Scheuklappen abblendet und mit Hü-Rößli! gängelt, ist es unerlässlich, nicht die Verräter (Philister), sondern die Senkrechten, die Kerle unter uns in die Studentenräte zu wählen:

Nie Bubi, die vor elterlichen Moralpauken schlottern! Nie Querköpfe, die freie Meinungsäußerungen knebeln! Nie Tröpfe, die akademische Angelegenheiten an philiströse Bonzen verschachern! Nie Feiglinge, die sich scheinheilig hinter Drittpersonen verschanzen! Nie Wichte, die zu unsern HH. Professoren nicht mehr Achtung und Zutrauen entwickeln, als daß sie befürchten, wegen temperamentvoller Artikel rächlings durchs Examen zu fliegen; denn unsere HH. Professoren sind Akademiker.

Nur so erreichen wir den selbstverständlichen Zustand, daß Papa und Tante eines Studentenrates ebensowenig dran denken, in studentische Sachen, vorab „Zürcher Student“, hineinzupfuschen, als eine Mama es wagt, in die militärische Ausbildung ihres Sprößlings hineinzureden.

Bäumen wir uns endlich mannhaft auf die Hinterbeine und lassen wir um keinen Preis mehr die Pressefreiheit unseres Blattes — diesem hochwichtigen und bitter notwendigen Ausspracheorgan der akademischen Jugend — beschneiden.

Wir Junge haben keine Lust, unsern Nachkommen ebenfalls Völker- und Klassenkrieg anzurichten, den sie, die Schuldlosen, dann auslöffeln dürfen. Darum, nieder die verfehlten Methoden! Nieder die gesellschaftliche Verlogenheit und Verdrehung! Nieder das Vertuschen, Schönfärben und Nichtsehen von Notständen! Nieder die Verketzerung und Unterdrückung neuartiger Geistesregungen, junger Gottesoffenbarungen.

Wir Junge sind ein neues Geschlecht; wir haben den Mut zur Wahrheit und Aufrichtigkeit und darum sei unser Blatt eine Tenne des Geistes, wo Stroh und Korn rücksichtslos auseinander gedroschen werden, wo die in der gesinnungsfeigen Oeffentlichkeit verfehmten geistigen Mensuren ausgesäbelt werden dürfen. Wir Akademikerjugend wollen vom breiten Stein des Geistes nicht wanken und nicht weichen. Bur-schen heraus!

Theod. E. Blatter.

AUSTRIA

III. Sorte, Austria=Khédive, Memphis

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

Universität Zürich.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) zum Doktor beider Rechte: Herr Albert Z ü b l i n von St. Gallen (Dissertation. Der Rechtsschutz in der Militärversicherung); Herr Felix W e b e r von

Netstal (Dissertation: Die Revision des Rechtes der Gläubigergemeinschaft bei Anleiheobligationen und der gerichtliche Nachlaßvertrag außer Konkurs nach schweizerischem Recht mit spezieller Berücksichtigung der Beratungen der Expertenkommission betreffend Revision der Titel 24—33 des OR.); Herr Fritz

Wanner von Zürich (Dissertation: Umfang und Grenzen des Preßdeliktes); Herr Carl Meyer von Zürich (Dissertation: Die Stellung des Schwurgerichtsvorsitzenden, insbesondere nach schweizerischem Recht); Herr Fredy Bircher von Zürich (Dissertation: Die Voraussetzungen des Erfindungsschutzes, insbesondere des Schutzes der kleinen Erfindungen in Deutschland und der Schweiz);

b) zum Doktor der Volkswirtschaft: Fräulein Angelika Legler von Diesbach, Kt. Glarus (Dissertation: Die Wohlfahrtspflege der Stadt Zürich seit 1893 unter besonderer Berücksichtigung ihrer finanziellen Tragweite); Herr Karl Emerich v. Stein von Wien (Dissertation: Der Mieterschutz in Oesterreich);

an der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Oscar Hätenschwiller von Goldach, St. Gallen (Dissertation: Zur diagnostischen Bedeutung der Umbauzonen [Looser]); Herr Gustav Irniger von Turgi, Aargau (Dissertation: Chronische Polyarthrits rheumatica und aktives Mesenchym); Herr Jakob Lutz von Lutzenberg, Appenzell A.-Rh. (Dissertation: Ueber die Dauernarkosebehandlung in der Psychiatrie);

an der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Herr Arthur Mojonnier von Mezières, Waadt (Dissertation: Die solothurnische Verfassungsreform des Jahres 1856); Herr Claude Campiche von Ste-Croix und Zürich (Dissertation: Die Communalverfassung von Como im 12. und 13. Jahrhundert);

an der philosophischen Fakultät II hat promoviert: Herr Jacques Bellin von Zürich (Dissertation: Zur Geologie des östlichen Misox zwischen Valle della Forcola und Val Leggia).

An der theologischen Fakultät hat den Grad eines Lizentiaten der Theologie erworben: Herr Pfr. Gottlob Spörri von Uster (Dissertation: J.-J. Gourds religionsphilosophischer Begriff des Inkoordinabeln und dessen Anwendung in der Geschichtsphilosophie);

an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben zum Doktor beider

Rechte promoviert: Herr Gottfried Müller von Winterthur (Dissertation: Die Ungültigkeitsklage bei den Verfügungen von Todes wegen); Herr Walter Schindler von Mollis (Dissertation: Die Fremdenausweisung aus politischen Gründen nach schweizerischem Bundesstaatsrecht); Herr Robert Forrer von Wattwil, St. Gallen (Dissertation: Der Raufhandel im schweizerischen Recht und die Bestimmung über den Raufhandel im Entwurf eines schweizerischen Strafgesetzbuches); Herr Hermann Büeler von Winterthur (Dissertation: Die Rechtsmittel gegen die Urteile der prozessrechtlichen Schiedsgerichte nach kantonalem Rechte); Herr Alfred Matti von Zürich (Dissertation: Die Bundessubvention als Rechtsinstitut des schweizerischen Bundesrechtes); Herr Simon Jegher von Avers, Graubünden (Dissertation: Ueber das Verfügungsrecht des Ehemannes am eingebrachten Gute der Ehefrau);

an der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Albert Locher von Sargans, St. Gallen (Dissertation: Ueber die Wirkung des Jods bei Sporotrichose. Das Verhalten von Sporotrichonkulturen gegen freies Jod); Herr Adolf Fehr von St. Gallen (Dissertation: Die Höchstwehenzahlen und die Höchstwehenkontraktionsdauer, welche bei Erstgebärenden mit vorzeitigem Blasensprung bei Längslagen noch zur Spontangeburt führen);

an der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Herr Heinrich Brenner von Weinfeldern (Dissertation: Samuel Cornut); Herr Moses Wolf Levinsohn von Pilviskiai, Litauen (Dissertation: Der Prophet Elia. Nach den Talmudim- und Midraschimquellen, mit Ausschluß des eschatologischen Teils); Fräulein Antoinette Züblin von St. Gallen (Dissertation: Edouard Estaunié le penseur et l'artiste); Herr Heinrich Scheller von Zürich (Dissertation: Ein Beitrag zur Erfassung der Persönlichkeit schwer erziehbarer Knaben); Fräulein Gertrud Streit von Belpberg, Kt. Bern, und Zürich (Dissertation: Die Doppelmotive in Baudelaires Fleurs du Mal und Petits Poèmes en Prose).

Neuanschaffungen der Bibliothek-Kommission.

Die Bücher befinden sich in der Zentralbibliothek.

Neuanschaffungen bis 11. Februar 1930.
Andersen Nexö, Im Gottesland.
Berdrow, Friedrich Krupp, Leben und Briefe.
Edschmid, Afrika nackt und angezogen.
Hemingway, Männer.
Hofmannsthal, Buch der Freunde.
Kantorowicz, Der Geist der englischen Politik.
Prévost, L'homme vierge.
Prechtl, Italienfahrt, ein deutsches Schicksal.
Schnitzler, Im Spiel der Sommerlüfte.
Scholochow, Der stille Don.
Smedley, Eine Frau allein.

Zentralstelle der Studentenschaft.

Aus dem Brief des Präsidenten der Zentralkommission, Herrn Robert Tobler, an den Zürcher Buchhändlerverein vom 30. Januar 1930.

... Der Gedanke gegenseitiger genossenschaftlicher Wirtschaftshilfe ist nicht nur in der Zürcher Studentenschaft im Wachstum begriffen, sondern wird ebenso durch das Beispiel der deutschen Universitäten ständig gefördert, sodaß es ganz ausgeschlossen erscheint, für eine Geschäftsaufgabe, die mit der Erdrosselung dieses Gedankens gleichbedeutend wäre, in der Studentenschaft je eine Mehrheit zu finden. Ferner bildet die Zentralstelle einen wirklichen Kernpunkt im Leben der Zürcher Studentenschaft. Sie ist ständiges Bureau, Auskunftstelle, Antiquariat, besorgt Arbeitsvermittlung, Verkauf und Vermietung von Schreibmaschinen, Mikroskopen und Instrumenten aller Art, sowie von Papeteriewaren und Büchern. Alle möglichen Aktionen fließen in der Zentralstelle zusammen. Sie ist der eigentliche Wirtschaftskörper der Studentenschaft, dessen Ausbau und Vollständigkeit alle Studenten erstreben, und dem wir im Interesse des ganzen Werks keine Glieder amputieren dürfen...

Während den Ferien ist die Zentralstelle geöffnet:

Dienstag und Donnerstag 14.00—17.00.
Samstag 9.00—12.00.

In der Karwoche bleibt die Zentralstelle geschlossen.

Buchbesprechungen.

Valery Larbaud: Lob von Paris, übersetzt und mit Nachwort versehen von Max Rychner, NSR-Verlag, Dr. Girsberger & Co., Zürich.

Eine feinsinnige Studie des „Vollblutparisers“ Larbaud über seine Stadt, die Hauptstadt Europas in Sachen des Geistes, des Geschmacks, der Eleganz, des savoir vivre, der Diplomatie und — ein klein wenig des Eigendünkels. Etwas antike Imperatorenstadt, etwas Seldwyla ins Ungeheure vergrößert, letzte Kultur und Primitivstes im gleichen Pulsschlage durch seine Adern treibend, von einer unverwüthlichen Lebenskraft und einem Willen zur Selbstbehauptung beseelt, die höchstens durch Dimensionen, niemals aber durch Qualität in Wolkenkratzer-siedlungen überboten werden können... das ist Paris, die schimmernde Perle unter allen Kleinodien menschlicher Konzentrationsstätten.

Max Rychner schuf die Uebersetzung für alle die, welche je in ihrem Leben das Glück hatten, ihren Fuß auf Pariserboden zu setzen, in der Absicht, diesen ein würdiges literarisches Andenken an dieses Erlebnis zu überreichen.

Individualität. Monatsschrift für Dichtung, Philosophie und Kunst, Dornach, 1930, Januar.

Zur Einsicht liegt uns das erste Heft dieser Zeitschrift vor, seit sie „Die Horen“ in sich aufgenommen hat — unsere herrlichen Horen, um die es wohl manchem irgendwie leid tut, daß sie eingingen; schon den feinen Namen möchte man vermessen, denn „Individualität“ klingt grausam aufdringlich und für ein kultiviertes Ohr geradezu banal, vanity-fair-like. Hervorzuheben an besprochenem Heft ist die edle Schönheit der typographischen Ausstattung in ihrer klassischen Zurückhaltung. Ausdrückliche Hervorhebung verdient auch Rudolf Borchardts echten Borchardtsches Plädoyer für Dante Gabriel Rossetti: schwere, wuchtige und manchmal unerwünscht schwerfällige Sätze, bekanntlich unseres Autors wirksamstes Mittel, das

Verständnis seiner Gedankengänge von seiten der Leserschaft möglichst von sich fernzuhalten, nach der Maxime: quod licet bovi, non licet Iovi, auch dem vermeintlichen nicht.

Die belletristischen Beiträge sind hinsichtlich künstlerischer Formvollendung sämtlich harmlos, und inhaltlich noch viel mehr, mit Ausnahme einer wahrhaft dantesken Vision von Cécile Ines Loos, einer sehr bedeutenden Frau.

Aufrichtig und ohne Vorbehalt erfreuen kann Hanns Martin Elsters Bücherschau: unabhängige Worte, wie sie sonst im Rezensionsgeschäfte selten zu treffen sind (da lobt gemeinhin einer den andern auf Gegenseitigkeit), denn sie tanzen sämtlich ums goldene Kalb, weil Gott sich ihnen nimmer offenbaren will. Ein verlorenes Geschlecht.

Ueber die beigegebenen Tafeln dagegen und den zugehörigen Aufsatz „Rot-Blau“ viel anderes zu bemerken, als was schon längst festgestellt wurde, das erübrigt sich; die besten Arbeiten auch dieser Maler sind beachtliche Leistungen kunstgewerblichen Geschicks, — Glasmalerei, — und der Rest ein beweiskräftiges Dokument mehr für die Behauptung, daß die letzten Fürsten des Pinsels und der Palette bald alle ins Grab gesunken sind. Coghufs blonder Akt wenigstens mag zwar sexuellen Gourmands zu einer Sensation verhelfen; doch abgesehen hiervon stehen solche Gemälde den Büffelzeichnungen in südfranzösischen Höhlen nur insofern nach, als diese künstlerisch bedeutsam sind und jene höchstens psychologisch aufschlußreich, auch für den verantwortlichen Schriftsteller, der sie uns trotz seiner Beschwörung des deutschen Idealismus und klassischer Tradition in Reproduktionen serviert. Baut doch lieber Dieselmotoren, ihr geistigen Lumpenproletarier, und verschonet uns mit dem Unrat Eurer schiefwinkligen Seele! H.

„Die Schweiz 1930“, ein nationales Jahrbuch, herausgegeben von der Neuen Helvetischen Gesellschaft; in Leinen 9 Fr. 50 (Mitglieder der NHG 6 Fr. 90). Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich.

In diesem reich und gediegen illustrierten nationalen Jahrbuch nehmen unsere führenden wissenschaftlichen For-

scher und Politiker zu den brennendsten Gegenwartsfragen und hervorragenden nationalen Taten kritisch, doch aufbauend und versöhnend Stellung. Auch helvetisches Schrifttum und Schweizer Kunst sind gebührend gewürdigt. Zur akademischen Jugend spricht insbesondere Schulratspräsident A. Rohn über Ziele und Ausbau der Eidg. Technischen Hochschule, und Prof. R. Fueter schreibt über die Zukunft unserer Universitäten. Sind unsere Universitäten in Gefahr? Sind sie ein Lebenselement des Gedeihens unseres Landes, seines Ansehens im Kreise der Völker? Weshalb besetzen fremde Dozenten schweizerische Lehrstühle in solcher Zahl? Leidet nicht ureigenste, mit unserm Volkstum eng verwachsene wissenschaftliche und künstlerische Schöpfung unter dieser „Ueberfremdung der Universitäten“? — Der Akademiker, der dem wissenschaftlichen Stand unserer Alma mater und vaterländischem Wirken nicht gleichgültig gegenüber steht, wird das Helvetische Jahrbuch kaum missen mögen. J. M.

James Joyce, von E. R. Curtius. NSR-Verlag, Dr. Girsberger & Co., Zürich.

Es wird gewiß jedermann warm begrüßen, wenn auf neu aufgehende Sterne der Weltliteratur durch Dozenten, die genau mit der Zeit Schritt halten, aufmerksam gemacht wird. Nach unserm mit Recht hochgeschätzten Herrn Prof. B. Fehr ist nun auch E. R. Curtius, dessen Verdienste um die neue außerdeutsche Literatur nicht gering eingeschätzt werden dürfen, mit einer Arbeit über James Joyce, den dämonischen Iren, vor die Öffentlichkeit getreten. Weite Kreise von Studierenden und Literaturfreunden werden ihm dafür dankbar sein, denn was er schrieb, ist gut verständlich, und Joyce Freunde werbend.

Doch... wohin kämen wir, wenn jeder Professor über jede seiner Neuentdeckungen, über jede seiner Spezialvorlesungen, ein neues Buch schreiben wollte? Würden wir nicht endgültig in der unheimlich anschwellenden Bücherflut ersaufen, wenn jeder Aufsatz, der in einer literaturwissenschaftlichen Zeitschrift durchaus an seinem Platze ist, nachher in Buchform auf den Markt ge-

werfen würde? — Hat E. R. Curtius den Alarmschrei Gilbert Norwoods „Too many books!“ noch nicht gehört?

Gewiß kommt es nicht immer auf den Umfang der Arbeit an, die deren Erscheinen in Buchform rechtfertigt oder nicht — Ortega y Gasset hat das mit seinem Brief an Victoria Ocampo wie-

der einmal glänzend bewiesen —, wohl aber auf die schöpferische Originalität derselben. Reproduktionen dagegen und wissenschaftliche Analysen, und seien sie noch so gut, gehören aufs Katheder oder in die wissenschaftliche Zeitschrift: in Büchern drin möchten wir was anderes finden!

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Redaktion des „Zürcher Student“ Zimmer 2, Universität, zu richten.

Auch im folgenden Semester zählen wir auf die rege Mitarbeit sämtlicher Kommilitonen.

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 22. März 1930.

EGLISANA

HAUSMANN'S

Urania-Apotheke und Sanitätsgeschäft

ZÜRICH, Uraniastraße 11

empfehlen sich den Herren Studenten für

Ausführung von Rezepten und den Einkauf aller Art Sanitätsartikel und besonders den Medizin Studierenden zur Lieferung aller für Studium und spätere Praxis nötigen Apparate, Instrumente und chemisch-pharmazeutischen Präparate

Feinste engl. und französ. Parfüms, Toiletteseifen, Zahnwasser etc.

Geschenkartikel



Alles für musikal.
Bedarf in großer
Auswahl bei

Vorzugspreise
für Studierende

Zahlungs-
erleichterung

hug

HUG & Co. - Sonnenquai
ZÜRICH

Dissertation!

Das Wort hatte bisher bei jedem Studierenden den üblen Beigeschmack von zahllosen, engbeschriebenen, kaum mehr leserlichen Blättern Papier.

Die Technik hilft Ihnen!

Der Reifebeweis des angehenden Doktors ist heutzutage ein in kurzer Zeit und ohne Mühe hergestelltes druckfähiges Manuskript, weil er mit der

Remington Portable geschrieben ist.

Die Remington Portable wird Ihnen auch weiterhin immer wieder Freude machen. Vorteile, wie sie Ihnen manche andere Reisemaschinen nicht bieten, wie z. B. einfache Umschaltung, also vier Reihen Tastatur, gleiche Walzenbreite wie die großen Maschinen, automatische Farbbandumschaltung etc. sichern Ihnen große Zeitersparnis.

Die *Remington Portable* erhalten Sie auch in Miete.



Bei Kauf vorteilhafte Zahlungsbedingungen.

Anton Waltisbühl & Co., Zürich

Bahnhofstraße 46

Tel. Selnau 67.40

Verlangen Sie bitte unseren Prospekt PN-3.